

Victoria Plasa:

Hikikomori

Ich hasste Partys.

Ich hasste den furchtbaren Geruch der farblosen Getränke, ich hasste den bitteren Schweiß der Menschenmassen und ich hasste die erstickenden Rauchschwaden, die in meinen Augen brannten.

Ich verstand es nicht.

Und vielleicht wollte ich es auch nicht verstehen.

Doch es war anders, heute.

Die regenbogenfarbenen glitzernden Flüssigkeiten in den vielen Flaschen kamen mir zauberhafter, anziehender vor, die Stimmen der bebenden Menschenmassen schienen meinen Namen zu rufen und die Rauchschwaden leuchteten wie süße purpurfarbene Zuckerwattewolken an einem endlosen aquamarinen Himmel.

Langsam lief ich vorwärts, mitten in die Menschenmengen hinein, bekam eine violette, mysteriös glitzernde Flüssigkeit in die Finger gedrückt, ich setzte sie mir an die Lippen, doch spürte sie nicht meinen Hals hinunterlaufen.

Es war eng, eng zwischen den ganzen Menschen, die sich zum Takt der Musik wandten wie schillernde Schlangen, doch ich fühlte mich frei. Ein Lächeln flog über meine Lippen, ich ließ mich von der Menge weitertreiben, ich floss zwischen den Menschen hindurch wie ein Strom, weiter, bis hinaus auf den Balkon.

Es war leiser, ruhiger, fast dunkel, doch dort leuchtete sie, am Rande des Pools, sie leuchtete wie sie es immer getan hatte, heller als jeder Stern in dem klaren, weiten Himmel über ihr.

Ihre Haare waren noch so, wie ich sie in Erinnerung hatte, kurz, dunkelblau, ihre Beine überkreuzt, fast selbstverständlich baumelten sie in dem aquamarin schimmernden Wasser unter ihr, das nicht zu dem Saphir ihres Kleids passte.

Doch es war perfekt.

Sie war perfekt.

Sie warf einen Blick zu mir herüber, lächelte. So wie sie es immer tat.

Das Glas glitt mir aus der Hand, ich hörte es nicht zersplittern, doch ich vermutete, dass es das wohl getan haben musste.

Sie stand auf, in ihrer würdevollen Art, wie keine andere es konnte, wir liefen uns entgegen, ich legte meine Arme um sie, und sie tat es ebenfalls.

Ich spürte sie nicht, doch ich wusste, dass sie in meine Arme passte, wie das letzte Stück eines Puzzles mit tausenden Teilen, wie dieses eine kleine Stück, ohne das alles wertlos ist.

Unsere Beine verließen den Boden und wir fielen, ließen uns von dem aquamarinen Wasser umwickeln, tanzten durch die regenbogenen Tiefen, schauten hinauf auf die verschwommenen Umrisse der Welt über uns.

Sie schien so weit, so wunderbar weit entfernt.

Error.

Rot, furchtbar rot leuchtete es in ihren Augen.

Error.

Ihr Gesicht, ihr wunderbares, leuchtendes Gesicht zerfiel, und nach ihr die ganze regenbogenfarbene Welt, sie zerfiel in eine Million grau-weißer Teilchen, Teilchen, die langsam verblichen, zu dunklem Schwarz.

Error.

Meine Finger zitterten, sie umgriffen meine Welt.

Ich setzte sie ab.

Ich setzte sie ab, mein wundervolles, farbenfrohes Universum, meine leuchtende, heile Welt, und sie. Leuchtende, wunderhübsche sie.

Es war so dunkel. So kalt.

Meine Augen brannten.

Ich schaute auf den Kalender an meiner Wand, zählte die kleinen Kreuze, als hätte ich es nicht schon hundertmal gemacht, als wüsste ich nicht genau, wie viele es sind.

Hundertsiebenundzwanzig.

Hundertsiebenundzwanzig Tage ohne sie, und ohne die Welt.

Doch sie war nicht regenbogenfarben, die Welt, das wusste ich, sie war schwarz und weiß, und ich war nichts anderes als ein anderes kleines, dunkles Teilchen.

Ich brauchte sie nicht.

Meine Augen fielen zu.

Alleine.

Als **Hikikomori** (jap. „sich einschließen; gesellschaftlicher Rückzug“) werden in Japan Menschen bezeichnet, die sich freiwillig in ihrer Wohnung oder ihrem Zimmer einschließen und den Kontakt zur Gesellschaft auf ein Minimum reduzieren. Dabei sind die wichtigsten Schritte Verlust der Lebensfreude, Verlust von Freunden, zunehmende Unsicherheit, Scheu und abnehmende Kommunikationsbereitschaft. Hikikomori ziehen sich meist in einen einzigen Raum zurück und kapseln sich von der Umwelt ab. Sie verbringen den Tag mit Schlafen und sind vermehrt nachtaktiv. Einige schaffen es, ihr Zimmer nachtsüber zu verlassen, andere verbringen auch die ganze Nacht vor dem Computer oder Fernseher.

(aus: <https://de.wikipedia.org/wiki/Hikikomori>)

Finia:

Was ist, wenn...

Nachricht gelesen um 15:42 Uhr. 15:42 Uhr. Das ist schon sechs Minuten her. Ein Mensch kann wohl kaum sechs Minuten brauchen, um auf ein simples „Wollen wir morgen Schlittschuhfahren gehen?“ zu antworten.

Ist sie wütend? Vielleicht habe ich etwas Falsches gesagt. Nein, als wir uns gestern gesehen haben, war sie nicht wütend. Wenn ich darüber nachdenke, haben wir uns in diesen vier Jahren Freundschaft noch nie gestritten. Jedenfalls nicht, dass ich es mitgekriegt hätte. Sie scheint aber eher wie jemand, der einen ignoriert, wenn man mal Stress hat. Oh Gott, macht sie das gerade? 15:44 Uhr, jetzt sind es schon 8 Minuten.

Oder ich habe den Chat verwechselt. Wow, das wäre peinlich. Wäre aber trotzdem nicht nett von der anscheinend falschen Person, mir nicht zurückzuschreiben – Ok nein, scheint als hätte ich nicht den Chat nicht verwechselt.

Woll-en wir mor-gen Schlitt-schuh-fah-ren ge-hen. Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Sagt man Schlittschuhfahren? Ist das überhaupt ein richtiges Wort? Je öfter ich es lese, desto seltsamer klingt es.

Was ist, wenn sie Schlittschuhfahren an ein traumatisches Erlebnis erinnert?

Als Kind ist sie vielleicht hingefallen und gerade als sie aufstehen wollte, ist ihr jemand über die Hand gefahren und ein Finger musste amputiert werden. Und jetzt denkt sie, ich mache mich über sie lustig! Aber sie hat doch noch alle zehn Finger...? Wenn ich darüber nachdenke, bin ich mir gar nicht mal so sicher – Sollte man so etwas über seine Freunde wissen?

Was ist, wenn ich sie mir die ganze Zeit nur eingebildet habe und sie in echt gar nicht existiert?! Es soll Menschen geben, die sich eine Fantasiewelt schaffen, wenn sie die echte nicht mögen. Aber wenn das hier alles nur meine Fantasie wäre, dann würde ich morgen keine Französischarbeit schreiben. Und meine Freunde würden auf meine Nachrichten antworten. Wie weiß man, ob man in einer Fantasiewelt lebt? Bin ich verrückt?! Wie weiß man, ob man verrückt ist? Eine verrückte Person denkt ja nicht –

Das Handy leuchtet auf. Eine neue Nachricht: „Ja, wann hast du morgen Zeit?“

Antonia Marie Schürmann:

Kapitel 14 meiner Lebensgeschichte

Die Bibliothek war ihr Lieblingssort in der Schule. Ein Ort vollgestopft mit Wissen und Worten, wahren Begebenheiten und erfundenen Romanen. Gänge, die lang und meist spärlich beleuchtet waren, mit Regalen, die sich bis zur Decke erstreckten. In den letzten Gang Z, wie Zeitgeschichte, hatte sie sich verzogen. Nicht weil sie sich für die Literatur in diesen Regalen besonders interessierte, sondern weil sich dort in den großen Pausen kaum ein Schüler aufhielt. Hier konnte sie in einem Buch versinken, sich aber gleichzeitig vor Begegnungen verstecken. Begegnungen mit ihren Mitschülern, die ihren Alltag immer wieder erschwerten. Mit ihren schmalen Fingern streifte sie über die teilweise schon sehr abgegriffenen Buchrücken, hinter denen sich jeweils eine andere Geschichte verbarg.

Geschichten sind einfach aufgebaut, dachte sie. Sie haben einen Anfang, ein Ende und dazwischen eine Handlung. Die Handlung wird vom Autor festgelegt, der bestimmt, welche Probleme entstehen und wie sie letztendlich gelöst werden. Der Leser hat dabei keine Eingriffsmöglichkeiten, etwas zu verändern, obwohl er als Außenstehender eine viel klarere Sicht auf die Geschehnisse hat und ihm so die Lösung für das Problem meist absolut offensichtlich ist. Der Einlass hinein in das Buch wird dem Leser aber nicht gewährt, seine Ratschläge werden nicht erhört, weshalb er den Protagonisten in seiner Hilflosigkeit alleine lassen muss. Man kann Bücher mit Menschen vergleichen, weil man beiden zuhören kann, wenn sie ihre Geschichte erzählen. Aber, fragte sie sich, ist meine Geschichte genauso unabänderlich, wie die eines Romans? Kann meine Lebensgeschichte wirklich nur von mir selbst als Autorin beeinflusst werden? Oder kann jemand anderes die Geschichte ebenfalls verändern?

Ihre bisherige Lebensgeschichte wurde von einer schmerzhaften Vergangenheit geprägt. Einer Vergangenheit, die ihr gegenwärtiges Ich sehr stark definierte. Einer gleichbleibenden Vergangenheit, die sich bis in die Gegenwart erstreckte. Sie waren zu fünft, sie allein. Das war schon immer so gewesen und das konnte sie bis jetzt auch nicht ändern. Und als wäre sie selbst nur die Figur einer Geschichte, fühlte sich auch ihre Mutter hilflos wie eine Leserin. Sie wusste, wie es ihrer Tochter in der Schule erging, konnte ihre Geschichte aber nur tatenlos mitansehen und nicht selbst eingreifen.

Ein spontaner Gedanke überkam sie. Was wäre, wenn sie heute selbst etwas ändern würde? Heute war absurd, aber warum nicht heute? Irgendwann musste sie etwas ändern und wenn nicht heute, wann dann? War nicht sie die Autorin? Die Autorin ihres Lebens? Der einzige Ausweg war, sich zu wehren und das musste sie selbst tun. War sie heute bereit dafür? Wenn sie sich nicht einschüchtern ließ, wenn es ihr egal wäre, sollte es doch klappen. Sie würde stark bleiben. Sie würde einfach aus der Bibliothek gehen und verschwinden. Sie würde...

Dann hörte sie Schritte. Schritte, die sich näherten und immer lauter wurden. Ihr Puls schoss in die Höhe. Sie drückte sich gegen die Wand hinter ihr, in der Hoffnung mit ihr zu verschmelzen. Sie presste die Lippen aufeinander und hielt den Atem an.

Ja, genau, was würde sie? Gar nichts würde sie! Sie war hilflos und allein gelassen, wie die Protagonistin eines traurigen Romans.

„E-m-m-a“, rief einer ihrer Mitschüler höhnisch durch die Reihen der Bibliothek, als wüsste er genau, was das in ihr auslöste. Sie saß in der Falle und das wusste sie. Wie schön wäre es, jetzt zu einem Ort beamt zu werden, der weit weg von hier war. Denn ihre Anspannung schnürte ihr die Kehle zu und machte ihr das Atmen fast unmöglich. Das einzige, was sie jetzt noch tun konnte, war abzuwarten.

„Da bist du ja!“, grinste einer der Jungen spöttisch. Kurz darauf erschienen auch die anderen hinter ihm, wie ein Hyänenrudel, das seine Beute erfolgreich umzingelt hatte.

„Wir haben dich schon vermisst!“

Nelly Matyschok:

Dinner for one

Frischer Salat, saftiger Rinderbraten unter schmelzender Kräuterbutter, knusprige Bratkartoffeln und ein Weißwein zum Runterspülen. Als Dessert ein süßes Vanilleeis umhüllt von heißer Himbeersoße und eine kleine Tasse heißen Espresso zum Abschluss.

Ganz für ihn allein.

Ein Traum?

Dabei läuft dem Mann kein einziger Tropfen Wasser im Mund zusammen. Viel stärker als der Hunger ist die Einsamkeit, die ihn erfüllt. Die Verlorenheit, die ihm den Hunger stiehlt.

Viel lieber würde er alles Essen mit hundert Mann teilen, als dieses Mahl allein zu sich zu nehmen.

Viel lieber würde er es mit ihr teilen.

Gedanken durchdringen ihn, als ob sein Hunger in einer Hülle von Trauer und Leid umschlossen wäre. Gefangen.

Das war also sein Schicksal.

Dreizehn Jahre allein. Dreizehn Jahre voller Nachdenklichkeit. Reue.

Viel Zeit um sich seiner Handlung bewusst zu werden und seine Taten zu überdenken.

Viel Zeit um zwischen richtig und falsch unterscheiden zu können.

Immer mehr hat der Mann sich mit dem Verlauf seines Lebens, mit seinem Schicksal abgefunden.

Die kahlen Wände des Raumes umschlingen ihn mit einer Eiseskälte. Kaum ein Lichtstrahl durchströmt das Zimmer, nur ein Flackern der Kerzenflamme. Es wirkt alles so bedrängend. Kein Ausweg und keine Hoffnung. Die Art und Weise, wie der Tisch gedeckt ist, so lieblos und gleichgültig. „Ach, wie vermisse ich sie“.

Das Essen wird immer kälter und die brennende Kerze auf dem Tisch ist das einzige, das noch Wärme spendet in solch düsterer Zeit.

Der Mann trinkt einen kleinen Schluck Weißwein, doch selbst dieser bleibt ihm sogleich im Hals stecken wie das bittere Gefühl von Reue, das ihn durchdringt und ihm seine letzte Hoffnung raubt. Seine müden Augen verraten seine beschwerlichen Nächte. Sein mageres Erscheinungsbild lässt ihn fast schon leblos aussehen. So blass, ein Leben ohne Sonnenschein.

Der Mann zündet sich eine letzte Zigarette an. Jeder Zug füllt seinen Körper immer mehr mit Ruhe. Er schaut sich um und stellt sich, wie schon so oft, sein Leben mit einer glücklichen Ehe vor, auch wenn er weiß, es wäre niemals so gekommen. Es hätte nicht so enden müssen, hätte sie nur...

Der Mann unterbricht seinen Gedanken, während er bemerkt, dass seine leeren Hoffnungen ihn aus dieser Situation nicht entkommen lassen.

Hoffnungslos.

Dennoch scheint er seine Zukunft angenommen, die Folgen respektiert und die Angst mit dem Frieden verbunden zu haben.

Ein letztes Mal schaut der Mann sich um.

Alles, was die vier Wände füllt, sind ein Tisch ein Stuhl, sein Schicksal und – ein Henkersmahl.